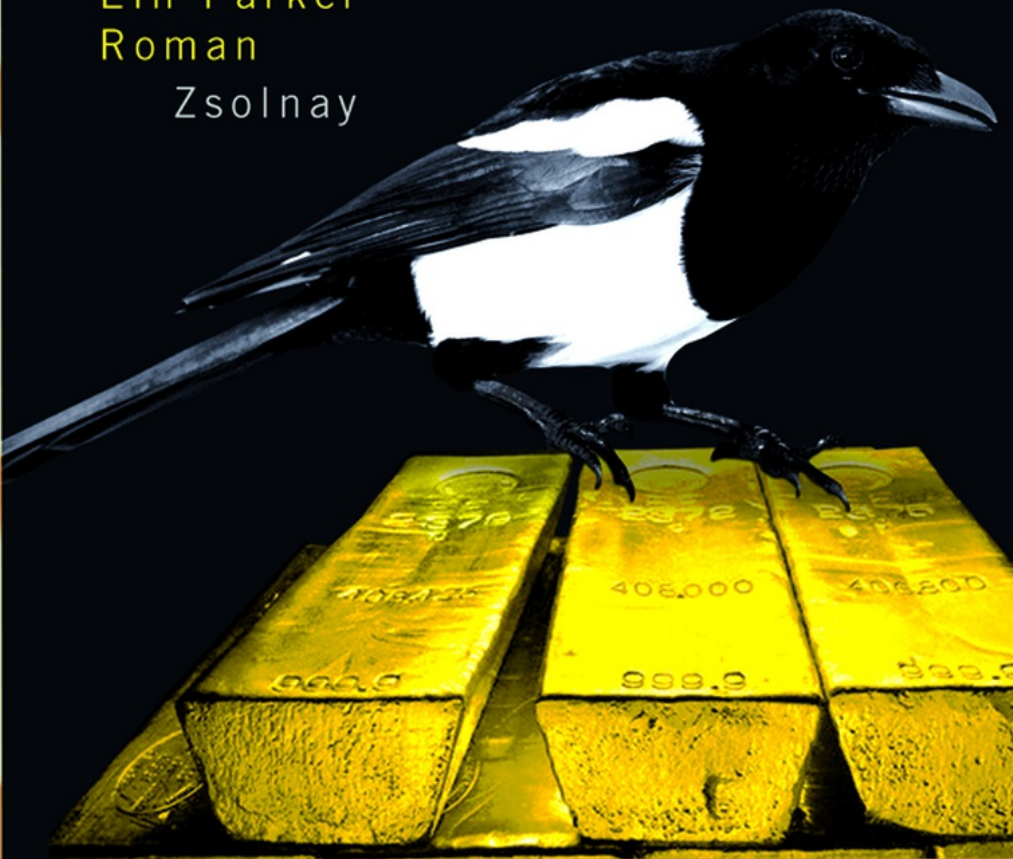


RICHARD STARK
DAS GROSSE
GOLD

Ein Parker
Roman
Zsolnay



Ja, es waren die gehirnamputierten Hungerleider, die gegangen waren, um an ihren Fällen zu arbeiten; Parker sah den Unterschied zwischen ihnen und Williams. Alle hier drin trugen ein weißes T-Shirt, Bluejeans und ihre eigenen Schuhe, was es unmöglich machen sollte, ihnen ihre Herkunft oder ihre Bildung oder sonst etwas anzusehen. Man sah es trotzdem. Die, die hinausgingen, um an ihren Fällen zu arbeiten, trugen dreckige, verknautschte, schlechtsitzende Klamotten; das Kinn streckten sie vor, aber die Schultern ließen sie hängen. Wenn man sich die Reihe von vorn bis hinten ansah, kannte man die heraus, die mehr Grips hatten und mehr Selbstbewusstsein. Ob man einem über den Weg trauen konnte oder nicht, war ihm zwar trotzdem nicht anzusehen, aber welcher Schicht er angehörte, hatte man im Handumdrehen heraus.

Normalerweise wäre Parker genauso schweigsam gewesen wie die anderen beiden, doch er wollte wissen, was ihn hier erwartete, und zwar je schneller, desto besser. Williams, nicht ungebildet — unmöglich zu erraten, warum er oder alle anderen hier waren —, nahm offenbar gern Anteil an dem, was um ihn herum vorging. Und er redete auch gern, über die Überfüllung und auch sonst alles, was nicht persönlich war.

»Mit mir sind noch ein paar andere reingekommen«, sagte Parker. »Ich wüsste gern, wie ich mich mit denen in Verbindung setzen kann.«

Williams schüttelte den Kopf. »Keine Chance«, sagte er. »Ich bin selbst mit einem anderen reingekommen. Soviel ich weiß, ist der oben im dritten, das hab ich von meinem Anwalt.«

Parker war noch von keinem Anwalt kontaktiert worden, das war das Nächstwichtigste. »Dann sind meine Partner also auf anderen Stockwerken«, sagte er.

»Das ist ein großer Laden hier«, sagte Williams, »und die machen das absichtlich. Die wollen nicht, dass du und deine Kumpel euch eine Geschichte zusammendichtet und die kleinen Macken ausbügelt. Also trennen sie euch.« Williams' Grinsen war spöttisch, aber auch traurig; er wusste, wie die Dinge liefen, und konnte doch nichts dagegen tun. »Dann können sie zu deinem Kumpel gehen und ihm sagen, Kasper redet. Oder zu dir und sagen, dein Kumpel redet.«

Parker nickte. Um diese Tageszeit waren die Zellentüren offen, darum ging er hinaus, lehnte sich über das Eisengeländer und schaute

auf den Betonboden in der Tiefe, außerhalb des Käfigs, hinunter. Ein schweres Maschendrahtgitter war über die ganze Länge und Breite vor die Käfigfassade gespannt, damit keiner auf die Idee kam, hinunterzuspringen.

Parker stand eine Weile da und beobachtete die Aufseher und Häftlinge, die sich dort unten bewegten. Dann ging er zurück in die Zelle und kletterte in seine Koje. Williams saß gegenüber auf dem unteren Bett. Er sah zu Parker hoch und sagte: »Du machst dir aber viele Gedanken.«

»Muss ich ja«, sagte Parker.

Vier

Am nächsten Tag sagte der Lautsprecher »Kasper«, und als Parker an den Käfigen im Käfig vorbei zu dem durch eine Tür gesicherten Treppenhaus am anderen Ende des Ganges schritt, fragte der Aufseher an seinem metallenen Schreibtisch: »Kasper?«

»Ja.«

An der Treppe stand noch ein zweiter Aufseher. Er sagte:
»Anwaltsbesuch.«

Der erste Aufseher drückte einen Knopf auf seinem Schreibtisch, der Summer ertönte, und der zweite Aufseher öffnete die Tür. Parker ging hindurch und die Treppe hinunter, gefolgt von dem zweiten Aufseher. Die Stufen waren aus Metall, mit einem Muster aus kleinen kreisförmigen Löchern, und es hallte, wenn man darüber ging.

Unten wandten Parker und der Aufseher sich nach rechts und standen vor einer verschlossenen Gittertür. Dahinter lag ein kurzer, breiter, fensterloser Gang mit gelbgestrichenen Wänden und schwarzem PVC-Boden. Der Gang war durch eine weiße Mittellinie in zwei Spuren geteilt, und alle hielten sich rechts. Hier herrschte reger Fußgängerverkehr, denn es war der einzige Weg zu den Zellen, für alle: Häftlinge, Aufseher, Verwaltungsangestellte, den Geistlichen, den Arzt.

Ein weiterer Aufseher an einem weiteren Tisch neben noch einer Gittertür, die erst aufgeschlossen werden musste, und dann kamen sie in den vorderen Teil des Gebäudes mit einem gewöhnlichen breiten Korridor in der Mitte, wo jeder so ging, wie es ihm passte. Die von diesem Gang abgehenden Türöffnungen hatten keine Türen. Der breite Durchgang rechts führte in die Kantine, die den ganzen Raum auf dieser Seite einnahm. Der erste Durchgang links führte in die Bibliothek, wo die Häftlinge vor den elektrischen Schreibmaschinen Schlange standen und auf ihre zehn Minuten warteten, um an ihrem Fall zu arbeiten. Der Durchgang am Ende des Korridors führte in den Besucherraum, der in der Mitte zu dem Raum für Anwaltsbesuche.

»Da rein«, sagte der Aufseher, und Parker betrat einen großen Raum mit einem Tisch, der sich von Wand zu Wand über die ganze Länge des

Raums erstreckte. In Abständen von ungefähr einem Meter waren bis in Kopfhöhe Trennwände aus Sperrholz als Sichtschutz auf der Tischplatte angebracht. Zwischen den Trennwänden standen Stühle an dem Tisch, die auf der Rückenlehne Nummern trugen. Drei der Stühle waren von Häftlingen besetzt, die mit Leuten auf der anderen Seite sprachen — vermutlich Anwälte, doch wegen der Trennwände konnte Parker sie nicht sehen. »Nummer drei«, sagte der Aufseher, und Parker ging zum Stuhl Nummer drei. Ihm gegenüber auf der anderen Seite saß ein Schwarzer in braunem Anzug, hellblauem Hemd und gelber Krawatte, alles verknittert. Er trug eine Goldrandbrille und hatte kurzgeschorenes Haar. Er sah gerade in seinen Aktenkoffer, der offen auf dem Tisch stand, blickte dann aber zu Parker hinüber und sagte: »Guten Morgen, Ronald.«

»Guten Morgen.« Parker setzte sich, legte die Unterarme auf den Tisch und sah ihn an.

»Ich bin Jacob Sherman«, sagte der Mann. »Ich bin Ihr Anwalt.«

»Haben Sie eine Karte?« fragte Parker ihn.

Überrascht sagte Sherman »Natürlich« und griff in die Sakkotasche. Der Karte, die er Parker reichte, war zu entnehmen, dass er allein arbeitete, nicht in einer Kanzlei. Parker warf einen Blick darauf und steckte sie ein.

»Ich wünschte, ich hätte gute Nachrichten für Sie«, sagte Sherman.

»Ich erwarte keine guten Nachrichten«, sagte Parker.

»George Walheim ...« Sherman machte eine Pause, als sei es ihm peinlich, darüber zu sprechen, und fuhr dann fort: »Er hatte einen Herzinfarkt. Er liegt im Krankenhaus.«

Einen Herzinfarkt. Walheim hatte nicht damit gerechnet, dass etwas schiefgehen könnte. »Damit sind schon zwei von uns im Krankenhaus«, sagte Parker. »Lebt Bruhl noch?«

»O ja«, antwortete Sherman. »Der kommt schon wieder auf die Beine.«

»Ist Armiston hier drin?«

»Das weiß ich wirklich nicht. Er wird von jemand anders vertreten.«

Diese Seilschaft gab es also nicht mehr. Von vier Leuten nur noch zwei übrig, und die auch noch getrennt. Parker glaubte nicht, dass er den nächsten Teil im Alleingang bewältigen konnte, aber wie sollte er hier drin eine neue Seilschaft zusammenstellen. »Wie lange, denken

Sie, dauert's noch bis zum Prozess?« fragte er.

»Oh, ich glaube nicht, dass es soweit kommt.«

»Sie glauben nicht, dass es zum Prozess kommt?«

»Na ja, Kalifornien wird bestimmt die Auslieferung verlangen«, eröffnete ihm Sherman.

»Nein. Das fechten wir an.«

Sherman schien erstaunt. »Wozu der Aufwand? Früher oder später müssen Sie da sowieso hin.«

In jeder anderen Umgebung würde er es noch schwerer haben als hier, vor allem aber in einem Staat, in dem er als Ausbrecher und Mörder eines Aufsehers aktenkundig war. Er sagte: »Ich würde mich lieber erst mit der Geschichte hier befassen.«

»Die Kalifornier werden geltend machen, dass ihre Mordanklage Vorrang hat.«

»Aber ich bin nun mal hier«, sagte Parker. »Und das sollte Vorrang haben. Das können *wir* geltend machen.«

Es war offensichtlich, dass Sherman den Arbeitsaufwand scheute; es war zu verlockend, sich den Fall als einen ganz einfachen vorzustellen: ein Typ, heute noch hier, morgen auf dem Weg nach Kalifornien. »Ich werde sehen, was ich tun kann«, sagte er.

»Sie könnten noch was für mich tun.«

»Und das wäre?«

»Es gibt da eine Frau, die nicht weiß, was mit mir passiert ist. Sie wird sich Sorgen machen. Ich will sie nicht von hier aus anrufen oder ihr schreiben, weil die Zensur das mitkriegt und ich nicht will, dass man sie mit mir in Verbindung bringt, dass sie meinetwegen Ärger kriegt.« Er deutete auf den Aktenkoffer. »Sie haben da doch sicher Papier und einen Briefumschlag drin. Ich will ihr schreiben, damit sie weiß, dass ich noch lebe. Ich tu das in den Umschlag und schreibe die Adresse drauf. Wenn Sie den Brief dann bitte frankieren und einwerfen könnten, ohne ihn den Leuten hier zu zeigen. Ich werde die Frau nicht bitten, irgendwas Illegales zu tun, sie soll sich nur keine Sorgen machen. Aber ich will nicht, dass ihr die Polizei das Leben schwermacht.«

Sherman sah zu den Aufsehern an den Türen hinüber, der Tür für die Gefangenen und der für die Anwälte. Dann schaute er Parker an und nickte. »Kann ich machen.«